Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 248 (1975)

Artikel: Die Strasse kommt!
Autor: Jäggi, Beat
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655262

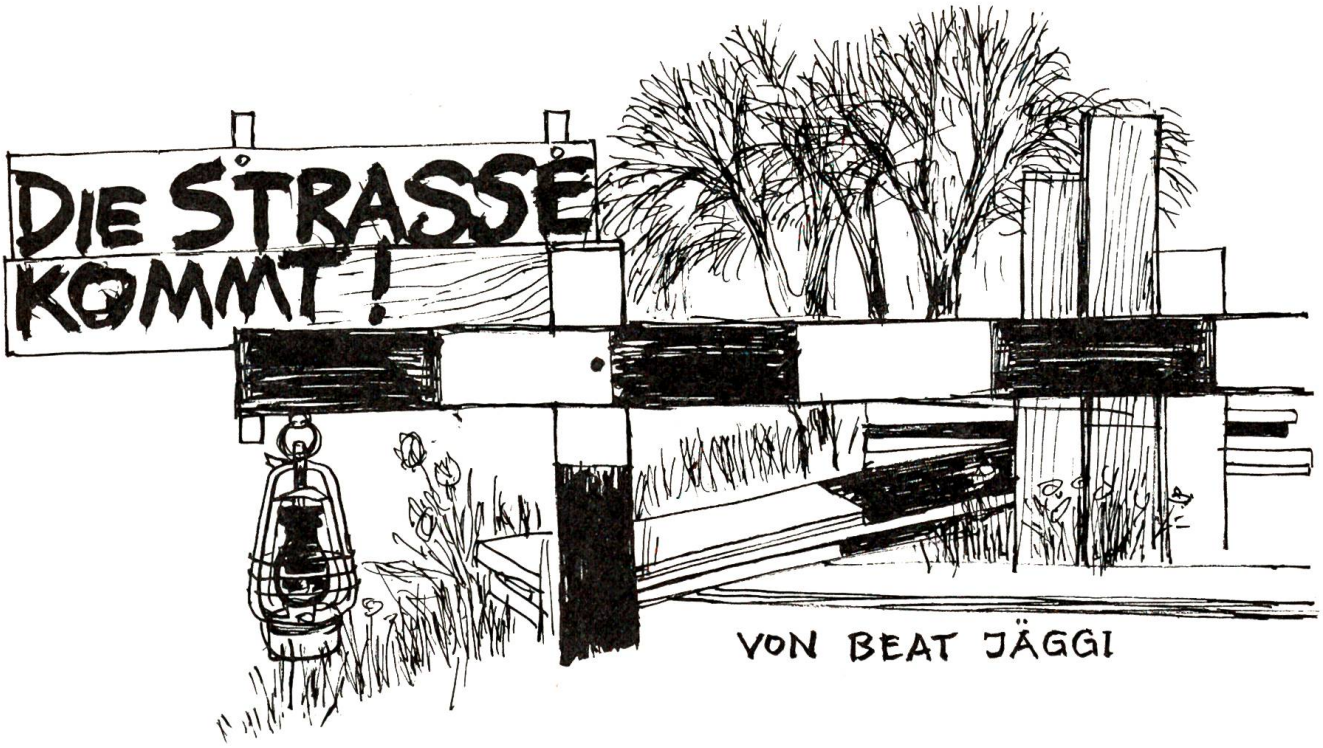
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Illustrationen von Heiner Bauer, Bolligen

In der aufstrebenden Gemeinde Althäusern schien der Teufel los zu sein. Alte Feindschaften und Ressentiments zwischen Familien und Generationen flammten wieder auf. Alles erfuhr eine Steigerung anlässlich einer entscheidenden Gemeindeversammlung an einem schwülen Juniabend. Was mussten sich da die ehrlich bemühten Behörden nicht alles gefallen lassen.

Eine durch wochenlange Hetze gereizte Bürgerschaft füllte den Gemeindesaal. Intrigen hüben und drüben! Falsche Beschuldigungen, Verdächtigungen über angebliche Bestechungsmanöver lösten sich ab. Nun, an dieser Gemeindeversammlung mussten eben wohl oder übel Beschlüsse gefasst werden, die das Urteilsvermögen mehrerer Bürger arg strapazierten. Was war es eigentlich, das die sonst so friedlichen und eher gutmütig gelagerten Althäuserer derart in Harnisch brachte? Die Güterzusammenlegung mit allen ihren Härten und Vorteilen! Dazu lag auch der Plan einer neuen Strasse durch drei grosse Baumgärten hindurch auf dem Ratstisch zur Vernehmlassung und zur Beschlussfassung bereit. Die sieben Gemeinderäte, notgedrungen mit der Zeit gehend und nur das Allgemeinwohl im Auge behaltend, mussten sich im wahren Sinne des Wortes wie Henker wehren.

All jene Ratsherren, die in ihrem Privatleben irgendeinen Makel zu verbergen hatten, mussten damit rechnen, dass ihnen aus den Reihen der versammelten Bürger Schlötterlinge und ehrenrührige Vorwürfe entgegengeschleudert wurden.

«Sag es diesem Erbschleicher vorne nur!» ...

«Was will uns dieser Schürzenjäger dort schon weismachen.» ...

«Hört, hört! Dieser Grossplagör! Der soll wenigstens den längst auf Abzahlung in Betrieb genommenen Traktor fertig bezahlen.»

So löste eine Tirade die andere ab, bis Gemeindepräsident Grossenbacher allem die Spitze brach.

«Mir wäre eine Badewanne mit Flöhen gefüllt bald lieber, als einer solch vergifteten Gemeinde vorstehen zu müssen, wo nur Hass und Missgunst dem täglichen Brot vorgehen.

Meine Herren, Ihr seid gewarnt. Wenn nicht

sofort ein anderer Ton angeschlagen wird, werfe ich euch heute noch meine Demission vor die Füsse. Meine Zeit ist zu kostbar. Ausserdem, dieses schäbige Trinkgeld, das mir die immerhin finanziell gut untermauerte Gemeinde für meine Bemühungen ausrichtet! Von der grossen Verantwortung gar nicht zu sprechen! ...

Kein einziges Ratsmitglied liess sich bestechen, wie dies in den letzten Tagen in lauten Vermutungen von Schwatzbasen in Männergestalt im Dorf herumgeboten wurde.

Hand aufs Herz! Trägt der Gemeinderat etwa die Schuld, dass von einigen Schreiern unter euch das Bauerngewerbe als Last empfunden wird? Oder bin ich schuld daran, dass das Geld mit einem Male so beliebt und begehrt ist unter jenen, die ihre schönsten Betriebe dafür opfern? Ja, ja, ich weiss es nur zu gut, der Mammon sticht einzelne Herren wie ein Pferd der Hafer.

Sagt weiter, ist der Gemeinderat etwa der Schuldige, dass nun die neue Autostrasse ausgerechnet durch unser Gemeindegebiet vorgesehen und projektiert ist?

Bitte, meine Herren Kritiker, meldet euch schleunigst im Rathaus und bemüht euch auch noch höhernorts in Bern.

Wir von den kleinen Gemeinden sind nun einmal dazu verurteilt, nachzugeben, zu schweigen und zu schlucken ...»

Wie gesagt, die Güterzusammenlegung gab letzten Endes in der ganzen Streiterei weniger zu sprechen als eben die ominöse Strasse. Man weiss ja um die Härten bei neuen Strassenführungen. Und eben, die Expropriation, schon dem Fremdwort nach, vermochte noch nie einen wohlklingenden Ton zu verbreiten. Jene, die sie am eigenen Leibe erfahren, müssen oftmals einen ihnen liebgewordenen Landfetzen hergeben, weil die Lösung einfach nicht anders gefunden werden kann.

«Die Strasse kommt!» Dies stand einige Tage nach jener denkwürdigen Gemeindeversammlung in der Lokalpresse, hervorstechend und mit den entsprechenden Kommentaren eher noch aufgebauscht.

Alte Leute seufzten und sahen ein schönes Stück Dorfromantik dahinschwinden. Die junge Generation dagegen eiferte:

«Nun kommt endlich ein anderer Zug zu uns. – Wir bleiben nicht mehr als eine von der Dorfwelt abgeschnittene Trottelgesellschaft verschrien.»

Bei *einem* Hause ganz besonders streckte diese Hiobsbotschaft von der neuen Strasse ihre Fratze zu allen Fenstern hinein und grinste zwei Menschen hämisch an: Im Buchhölzli bei Gottfried, dem kaum fünfzigjährigen Junggesellen, und seiner greisen Mutter. Ausgerechnet Gottfried, der schon von früher Jugend an psychisch irgendwie angeschlagen war, sollte am meisten bluten mit seiner Hofstatt für die projektierte Autostrasse. Überall, in der Käserei, am Biertisch begehrte er auf.

«Ich, der Autofeind, der den stinkenden Benzinungeheuern einen Pfifferling danachfrage, soll am meisten Land opfern! Eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel schreit! Aber aufgepasst, da wehre ich mich, und wenn der Teufel auf den Stelzen kommt ...

Aber eben, man gönnt unsereins Kleinbürgern nichts. Kaum schnaufen darf man. Ich wette darauf, dass wir heute Schlimmeres zu schlucken bekommen als jene zur Zeit der Landvögte.» ...

Ab und zu hänselten natürlich einige Wirtshäusler.

«Oh, Gottfried, du mit deinem armseligen Geissenwesen. Weisst du auch, was das heutzutage noch für eine Bedeutung hat? Deine Mutter kann ja den ganzen Krimskrams zusammenräumen und in ihrem Fürtuch davontragen. Wann haben eigentlich deine beinmageren Kühe das letzte Futter erhalten? Die sind ja bald reif zum Anzünden, diese dürren Lattengerüste.»

Himmel noch einmal! Bei solchen Hänseleien blieb Gottfried die Antwort nicht schuldig. Mit einem blaurot angelaufenen Gesicht fing er an zu feuerwerken:

«Zündet nur mich nicht an, ihr Milchgesichter, ihr Schreibmaschinenhelden, ihr Gussputzer, ihr Schraubenspalter. Euch will ich dann schon noch zeigen, wo Bartli seinen Most holt. Die ganze Expropriation schlage ich euch auf euren mit Stroh gestopften Schädeln zusammen.»

Ja, dieses berüchtigte Wort rumorte bei Gott-

... dass ein gewisser Architekt Haueter mehr und mehr mit Gottfried in eifrigen Gesprächen gesehen werde.

fried von nun an Tag und Nacht in seinen Gedanken herum.

Torkelte er abends spät vom «Hirschen» her dem Hölzli zu – wie sein Heimetli eigentlich hiess –, stiess er seine Schimpflitaneien und Verwünschungen in seiner eigenen Lautstärke in die Stille hinaus:

«Die Expropriation, dieses Luder, bringt mich noch ins Narrenhaus.»

Wie ein Häuflein Elend sass jeweils seine Mutter zu Hause bei spärlichem Licht am Tische, um in der Bibel Trost von des Tages Mühen und Sorgen zu suchen.

Bald einmal pfiffen es die Spatzen von den Dächern, dass ein gewisser Architekt Haueter mehr und mehr mit Gottfried in eifrigen Gesprächen gesehen werde.

«Ha, dieser schlaue Fuchs hat es doch auf den verbleibenden Rest Land abgesehen. Zu guter Letzt wird er dem gutmütigen Kerl auch noch das alte Haus zu einem schäbigen Apfelbutzen abjagen. Wer um Gottes willen hat letztlich noch Lust zu arbeiten, wenn die Strasse das wertvollste Land wegfrisst.»

Ja, die Spatzen pfiffen noch deutlicher von den Dächern, dass Haueter auf Spekulationswegen am Platz von Gottfrieds Lotterhäuschen ein Mehrfamilienhaus zu erstellen gedenke.

Einstweilen – das muss gesagt sein – hatte allerdings der schlaue Haueter, der sonst keinem Pfarrer und keinem Teufel etwas darnachfragte, die Rechnung ohne den hartnäckig zögernden Gottfried gemacht. Freilich wurden mit der Zeit alle Register gezogen. Haueter schämte sich nicht, bei der alten frommen Mutter mit gesalbten Bibelsprüchen aufzukreuzen, weil er dadurch ihre Gunst erwerben wollte. Bei Gottfried doppelte er selbstredend mit Geld nach, um ihn weichzukriegen. Ohne Hemmung drückte er dem naiven Junggesellen einige Zwanzigernoten in die vernarbte Hand. Mit Fünfzigernoten entwickelte sich diese Schmiererei weiter.

«Äh, Gottfried, tue doch nicht so wie einer aus der Pfahlbauerzeit. Glaube es mir, in einigen Jahren verliert dein Lotterbarägglein mehr als die Hälfte seines Wertes. Ausserdem kannst du dann deine Hühner und Katzen auf der Autostrasse als verstümmelte Leichen zusammenlesen...»

Nach jedem Besuche begleitete immerhin Gottfried den unablässig auf ihn einwirkenden

Architekten weiter auf dem Heimweg. Und nach jedem Besuche wollte den heimlichen Beobachtern scheinen, Haueter habe das Heimetli im Sack.

Aber immer blieb Gottfried das entscheidende Jawort im Halse stecken. Irgend etwas würgte ihn und zog ihm die Kehle zusammen. Ihm war, als rufe sein toter Vater von irgendwo her: «Gib es nicht!» Einige Tage später glaubte Haueter, die Sache sitze auf dem Schlitten. Aber weit gefehlt! Gottfried zog die Hand nochmals energisch zurück und seufzte:

«Ich kann einfach nicht! ...»

Heiliger Bimbam, wie stieg dem Architekten die Galle hoch:

«Da haben wir es, je dümmer und einfältiger die Leute sind, desto weniger glauben sie daran, dass ihnen wohlmeinende Mitmenschen zum Besten raten. – Eines sei dir deutlich gesagt, Gottfried: noch ein paar kurze Jährlein, und dann gehen alle kleineren Bauernbetriebe vor die Hunde. Auch dein Wesen! Was beaugapfelst du mich jetzt wie ein Ölgötze? Kannst dich dann mit Korben durchmausern oder bei einem Schirmflicker um ein Trinkgeld arbeiten. Bestenfalls mit einer Drehorgel an Markttagen dich herumschlagen und Almosen einkassieren.»

Wie ein abgeschlagener Hund kehrte damals Gottfried zu seiner Mutter heim.

«Du, duu, ich glaube doch, dass wir unser Wesen noch hergeben müssen. Schau, von einem Jahr zum andern verliert es von seinem Wert, und wir können uns am Ende als die Dummen blamieren» ...

«Wert hin! Wert her!» pfefferte die Mutter. Man hätte ihre Augen sehen sollen.

«Gottfried, nur eines lass dir von nun an noch gesagt sein, und dann handle nach deinem Gutdünken:

‚Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser' ... und was nachher noch weiter kommt, weisst du sicher noch auswendig. Sonst kannst du dann deine Heiligen erfahren. Mich jedenfalls trägt man nur tot da heraus.»

Zum guten Glück verzichtete Haueter in den nächsten Tagen darauf, im Hölzli weiter zu bohren. Ihm bot sich eine andere Möglichkeit, Gottfried auf Umwegen weichzukriegen und bearbeiten zu lassen. Einige Wirtshäusler, abgebrühte Jasser, liessen sich zu diesem Handlangerdienst gerne einspannen. Freilich musste Gottfried nach solchen Sprüchen, wie etwa: «Wirst dir einmal in den Haaren kratzen», mit der Zeit weich werden wie eine Butterbirne.

An einem unfreundlichen, kalten Samstag im November zappelte endlich der begehrte Fisch im Netz von Haueter. Eine gute Flasche Burgunder und hundert Franken Handgeld genügten. Nun, solange der feurige Burgunder im Glase noch funkelte, schien das Leben für Gottfried ganz andere Perspektiven erhalten zu haben. Als der heimlich mitmixende «Hirschen»-Wirt auf Geheiss von Haueter noch eine weitere Flasche dieses köstlichen Franzosen auf den Tisch stellte, klagte sich Gottfried selber an:

«Eine Dummheit von mir, so lange zu werweissen.»

Seine Augen erhielten jungen Glanz, und im Geiste sieht er schon das liebe Geld, das ihm winkte.

So nebenbei klopfte ihm der «Hirschen»-Wirt gönnerhaft auf die Schulter:

«Das hast du nun gut gemacht. Hab ich es dir nicht schon lange vorgerechnet, den Bettel endlich herzugeben. Merke dir's: die Subventionskuh in Bern lässt sich bei der angespannten Finanzlage des Bundes nicht mehr auf lange Sicht so gut melken.»

Etwas nach Mitternacht geisterten die letzten Wirtshausgäste auf den Heimweg. Wie nun Gottfried vom stark durchfurchten Karrweg einbiegt seinem Heimetli zu, jagte ihm der Wind eine ganze Flanke kalten Regen in sein bärtiges Gesicht. Fast so etwas wie eine erste Ohrfeige.

Anderntags bietet sich ihm ein erbärmliches Bild. Der Sturm hatte über Nacht arg gehaust. Massenweise liegen zerbrochene Ziegel herum.

«Eben, da sieht man's», brummte Gottfried vor sich hin. «Halt doch ein Lotterwesen. Beim Donner soll mir niemand mit dem Vorwurf begegnen, ich hätte am gestrigen Abend eine Dummheit verbrochen.»

Wie er gegen die Hofstatt schaut, wo alles schon abgesteckt ist für die neue Autostrasse, übernimmt ihn doch der Zweifel wieder. Ein

Verstört und apathisch kehrt die Mutter nach Hause zurück, wo alles schon abgesteckt ist für die neue Strasse.

gutes Dutzend schönster Obstbäume muss geopfert werden. «Sünd und schad!» jammert er vor sich hin. Bitterkeit will ihn übernehmen. Der würzige Rösslistumpen bekommt ihm mit einem Male schlecht. Er wirft ihn brennend mit aller Kraft in die Wiese hinaus.

Der grosse Kummer für die nächsten Tage kreist um seine Mutter. «Ja, was sagt sie wohl zu meinem Handel?» ...

Die ganze Geschichte ging der Guten wirklich an das Lebendige. Als man sie endlich so weit überredet hatte, beim Notar die zustimmende Unterschrift zu geben, war es ihr, als hätte sie mit dem Leben auch gleich abgerechnet.

Dorfbewohner, die ihr auf dem Heimwege begegneten, fanden sie – die immer sonst Leutselige – seltsam apathisch. Ganz verstört lief sie in den Strassengräben und schaute weder nach rechts noch nach links.

Als Gottfried abends vor Einbruch der Dämmerung von seiner Waldarbeit heimkehrte, gewahrte er das kleine Licht nicht von der Wohn-

stube her. Er ahnte Böses. Das ganze Haus von einer unheimlichen Stille umgeben! Überall dunkel! Endlich in der Schlafkammer hört er ein gedrücktes leises Jammern und Stöhnen. Die Mutter liegt ganz angekleidet in ihrem Mantel und in ihren Schuhen auf dem Bett.

Gottfried entfacht Licht. «Sag, Mutter, ist dir nicht gut?»

«Geh hinaus, pack dich!» haucht die Mutter scheinbar mit ihrer letzten Kraft.

«Hast deinen Vater im Grabe noch verraten..., du Elender, ... nein, ich sage jetzt nicht, was du bist...

Schau jetzt, wer dir das Nachtessen herrichtet, es soll dir gehen, wie du es eben verdient hast. Nirgends mehr bist du ja zu Hause. Nichts mehr gehört dir.»...

«Aber das Geld!» will Gottfried seine verzweifelte Mutter trösten.

«Schweig mir vom Geld, das ist des Teufels. Ein Vaterhaus kann niemals mit Geld ersetzt werden.»...

So verlosch mit der Unterschrift beim Notar das Licht in Gottfrieds Heimetli. Keine Mutter schaute mehr mit heiter gläubigen Augen von der Bibel auf. Ein böser Geist bemächtigte sich der kleinen zerrissenen Familie. Die Schwarzwälderuhr an der Wand stand still. Das normale Leben gleich einer Türe, aus den Angeln gehoben.

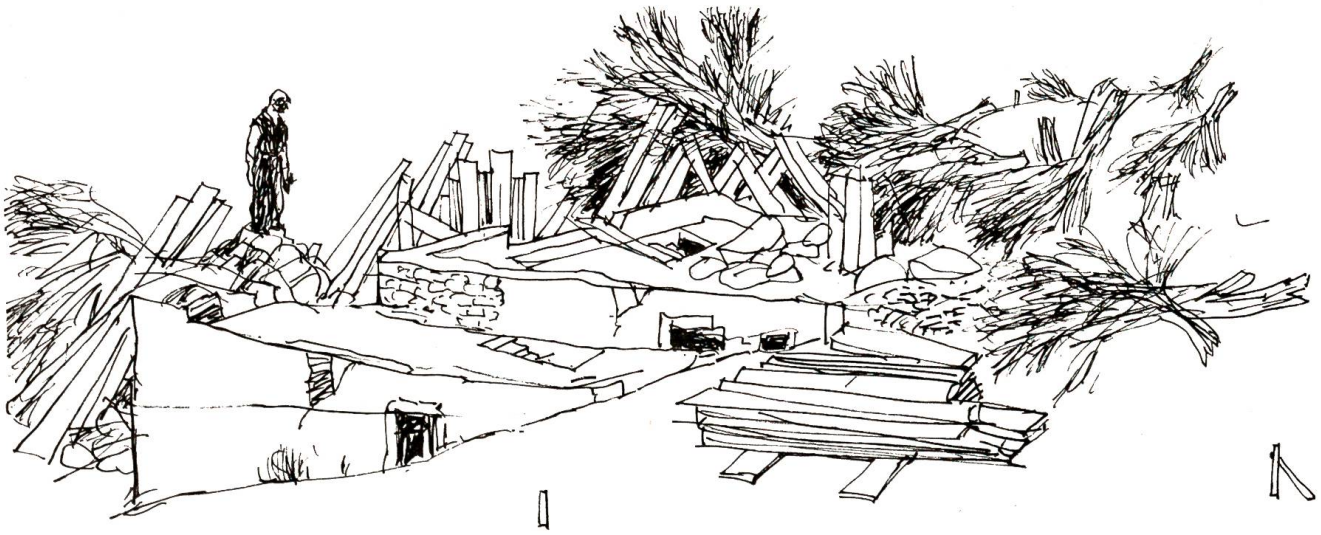
Eine Mutter und ihr einziger Sohn wurden einander schrecklich fremd. Der Frieden ist mit rauher Hand weggeräumt worden. Die Strasse kommt!

In einer dunkeln Föhnnacht musste die Mutter, sich mit ihrer letzten Kraft noch wehrend, urplötzlich hart angeschlagen, in die psychiatrische Klinik eingewiesen werden. Ihre schwachen Nerven bestanden die unheimliche Belastungsprobe nicht mehr.

Seit jener Föhnnacht wurde das verkaufte Heimetli im wahren Sinne des Wortes nur noch Schlafstätte für Gottfried. Kaum ein ungerades Mal sah man ihn noch verstohlen zwischen Tag und Nacht wie einen Bettler der Haustüre zu schleichen.

Nach Architekt Haueters Rechnung war geplant, das Haus gegen Ende April abzubrechen. Um die gleiche Zeit sollte auch mit dem Strassenbau begonnen werden.

Sonntagsspaziergängern bot sich in letzter Zeit eine traurige Zuversicht beim zum Abbruch verurteilten Heim. Nicht eine Fensterscheibe schien mehr ganz zu sein. Scharen Buben, der Kuckuck weiss woher sich alle zusammenrotteten, standen um Gottfrieds Haus herum und



Zum letztenmal stand er nun vor den Trümmern seines Hauses.

steinigten, was zu treffen war. Zuletzt dienten auch die Ziegel auf dem Dache als Zielscheibe.

Der Abbruchtag war urplötzlich herangerückt. Grosse Staubwolken wirbelten gegen den blauen Frühlingshimmel. Aus den Mauern heraus, die mit Stemmeisen eingedrückt wurden, heulten die faustgrossen Kieselsteine. Erbarmungslos fuhr die Bandsäge in die Apfelbäume. Zertretene Blüten, kerngesunde Äste und Baumstämme lagen herum. Ein katastrophales Durcheinander! Scheinbar Krieg gegen eine kleine Welt, die untergehen musste. Hinten tauchten gespensterhaft die ersten Spuren der neuen Strasse auf...

Sonntags drauf, zwischen Tag und Nacht, erblickten Nachbarn Gottfried ein letztes Mal auf dem Wege ins Hölzli. Er selber bot das Bild eines abgebrochenen Baumgiebels. Weder nach rechts noch nach links schauend, keuchte er den Rain aufwärts zu den Ruinen seines Vaterhauses. Jeder Stein auf dem Wege drückte ihn durch die hauchdünnen zertretenen Schuhsohlen hindurch.

Mit einem Male begann er jenen sorglosen Sommern nachzutrauern, die er als Schulbube erleben durfte. Barfuss rannte er damals zur Schule. Nichts plagte und drückte ihn damals. Ja, die Welt war für ihn noch heil und nicht vermaterialisiert. Zum letztenmal stand er nun vor den Trümmern seines Hauses. Zwischen zwei vom Wurm zernagten Balken lag ein zerstörtes Rotschwänzchennest. Zerschlagene Eier daneben...

Unsicher tappend suchte er den Brunnen, der auch im heissesten Sommer sein labendes Wasser hingab. Zerschlagen! Ein armseliges Wässerlein schlängelte sich einem Regenwurm gleich scheu den Karrweg hinab. Am liebsten hätte Gottfried sein Banknotenbündel in der Rocktasche auf den himmeltraurigen Steinhaufen hinaufgeworfen.

«Ein Vaterhaus kann nicht mit Geld ersetzt werden»... Diese Worte seiner Mutter kleben an ihm wie Harz, er bringt sie nicht mehr los.

Drunten in der Hofstatt, wo die schönsten Apfelbäume zusammengeholzt herumlagen, vermochte Gottfried nicht mehr stehenzubleiben. Fernher wimmerte ein Käuzlein, und über seinem verwirrten Kopf geisterten Fledermäuse umher.

An jenem Sonntagabend musste Gottfried gewahr werden, dass um sein totes Heimwesen auch das geringste Lebewesen keine Chance mehr hat. Eine unheimliche Leere nahm ihn in Besitz.

In den nächsten Tagen raunte man sich da und dort unter den Dorfbewohnern zu, Gottfried werde wahrscheinlich auswandern, um in der Fremde alles vergessen zu können.

Nichts von alledem! ... Am Pfingstmorgen ging unter den Predigtgängern das Gerede um, Gottfried sei gestern von zwei Fischern tot aus der Aare gezogen worden. Kein einziges ungerades Wort verbreitete sich unter dem Eingangsgeläute der Kirche. Ein einziges Bedauern! Ein Mitgehen!

«Hat ihm denn niemand helfen können?»

«Sein ganzes Elend allein tragen zu müssen, zermürbte ihn doch.»

«Heimatlosigkeit trieb ihn in den Tod.»

«An seiner Stelle wäre jeder andere auch verzweifelt.»

Bei all diesem Klagen und Seufzen um das tragische Ende eines Dorfbewohners verstummte das Geläute. Die Kirchentüre schloss sich hinter einer grossen Predigtgemeinde. Vorne im Chor streckte Pfarrer Zimmermann über einem neuen Lebenslicht – einem Knaben – die Hand aus und erteilte ihm den Taufesegen.

Die Strasse kam! Sie musste kommen! Zwei Menschen verloren dabei ihren Weg auf tragische Weise.

Redeblüten aus Helvetiens Ratssälen

«Die Universitäten sind heute wie rohe Eier; man darf sie kaum mehr anfassen; sofort stellen sie sich auf die Hinterfüsse und wehren sich...»

«Wenn der Regierungsrat wirklich derart bindende Zusicherungen in dieser dringlichen Angelegenheit abgegeben hat, dann nehme ich denn doch zu seiner eigenen, besonderen Ehre an, dass er sein Wort auch halten wird – im Rahmen des Möglichen und Zulässigen...»